

Liebe Gemeinde,

das Wort „Mission“ hat eine belastete Geschichte, die es ständig mit sich herumschleppt. Zwangsbekehrung, etwas Überstülpen, ein schlechtes Gewissen machen, mit den Schuldgefühlen und der Angst der Menschen spielen, Überreden statt Überzeugen, Druck statt Werben... und das Ganze zieht eine lange Blutspur durch die Geschichte. Eine Spur der Schande für die Kirche.

Wäre es mit dieser Geschichte nicht besser, das Thema erst einmal sein zu lassen? Warum denn trotzdem und immer noch „Mission“? Und was genau bedeutet das?

Bischof Schnase schreibt in seinem Buch:

Risikobereite Mission ist alles, was Christen um Jesu willen unternehmen, was in das Leben der anderen einen positiven Unterschied hineinbringt, egal ob sie jemals zur Kirche gehören werden oder nicht. Ein Risiko ist diese Mission deswegen, weil sie uns aus unserer Bequemlichkeit herausreißt und uns Aufgaben annehmen lässt, die wir niemals getan hätten, wenn wir nicht in der Nachfolge Christi wären. Wir akzeptieren das Risiko, unsicher zu werden, Unbequemlichkeit auf uns zu nehmen und persönliche Opfer zu bringen. Risikobereitschaft in der Mission Christi bringt uns über unseren üblichen Beziehungen innerhalb der Kirche hinaus, in denen wir uns wohl fühlen. Sie verändert das Leben derer, denen wir dienen, wie auch unser eigenes Leben (Schnase).

Risikobereite Mission ist alles, was Christen um Jesu willen unternehmen, was in das Leben der anderen einen positiven Unterschied hineinbringt, egal ob sie jemals zur Kirche gehören werden oder nicht.

In das Leben eines anderen Menschen einen positiven Unterschied hineinbringen! Und keine andere offene oder heimliche Absicht damit verbinden. Nur einen Unterschied, einen guten Unterschied für einen anderen ausmachen.

Damit haben wir Teil an Gottes Mission in dieser Welt. Die Zuwendung Gottes zu seiner Welt hat nur ein Ziel: Dass Menschen für Leib und Seele das Heil und das Wohl finden.

Gott ist zu uns unterwegs, um uns gut zu sein, um uns das Leben finden zu lassen. Und alles, was wir als Christen in seiner Nachfolge tun, ist Teilhabe daran. Wir erfinden nichts Eigenes, müssen nichts Eigenes produzieren und dann dafür einstehen – wir sind Teilhaber an Gottes Mission.

Und das Ziel ist dasselbe: Im Leben eines anderen Menschen einen positiven Unterschied ausmachen!

Dazu aber kann ich nicht in der Distanz bleiben.

Pastor Miguel Brun hatte sich bei den Indios im Chaco Paraguays aufgehalten. Er gehörte den Jesuiten an, die das Evangelium verbreiten wollten. Eines Tages suchten die Missionare einen Kaziken, einen Dorfhäuptling, auf, der für seine Klugheit weithin berühmt war. Der dicke, bedächtige und wortkarge Mann hörte sich, ohne mit der Wimper zu zucken, die Predigt an, die ihm die Missionare in seiner Sprache vortrugen. Als die Lesung zu Ende war, warteten die Missionare auf seine Reaktion. Der Kazike nahm sich viel Zeit. Nachdem er lange geschwiegen hatte, meinte er: „Das kratzt. Und es kratzt sehr stark, und es kratzt sehr gut. Aber es kratzt, wo es nicht juckt.“ (aus: Das Buch der Umarmungen, Eduardo Galeano)

Zur Mission gehört das Mitleben. Um zu wissen, wo es juckt, muss ich das Leben eines anderen Menschen teilen. Muss seine Wege mitgehen, in einer Beziehung mit ihm leben. Seine Fragen teilen, seine Sorgen, seine Hoffnungen, seine Sehnsüchte.

Nur dann kann ich spüren und mit der Zeit vielleicht auch wissen, was tatsächlich einen Unterschied, einen guten Unterschied ausmachen könnte.

Ich habe Jahrzehnte lang gedacht und geglaubt – und mich dabei immer unwohl gefühlt! – dass Mission heißt: Ich muss dem anderen etwas sagen, bringen, erklären,...was der Glaube ist, was Gott von ihm will, für ihn will. Ich müsste frei heraus meinen Glauben bezeugen und zu einem anderen Menschen hinbringen können. So, als hätte ich etwas, was der andere nicht hat, Gott nämlich, und als wäre es meine Aufgabe, Gott dem anderen zu bringen.

Welch eine Anmaßung das ist, das habe ich vor allem in Gesprächen in Brasilien gelernt. Wie viel Druck, wie viel Dominanz, wie viel Herrschaft, wie viel Arroganz nimmt es heraus, wenn wir entdecken:

Gott ist überall. Gott ist immer schon da. Gott ist immer schon gegenwärtig im Leben eines jeden Menschen, ob Christ oder nicht. Es gibt keinen Ort, kein Leben auf dieser Erde, in dem Gott nicht schon anwesend ist.

Und Mission, einem anderen mit dem Evangelium dienen, bedeutet:

Wir versuchen gemeinsam herauszufinden und zu entdecken, wo und wie Gott gegenwärtig ist. Ich bringe nichts. Ich finde gemeinsam mit einem anderen Menschen Gott in dessen Leben.

Und das wird eine Überraschung, ein positiver Unterschied sein – auch bei mir selber.

Solche eine Entdeckung Gottes verändert beide Seiten – wie bei einer gelingenden Gastfreundschaft, über die wir letzten Sonntag nachgedacht haben.

Mission ist keine Einbahnstrasse – sie ist Dialog, gemeinsames Suchen und Finden, beidseitige Veränderung, gemeinsames Überraschtwerden von Gottes Anwesenheit – und danach gibt es einen Unterschied im Leben, auch in meinem.

Was ich mitbringe in diese Begegnung, sind meine bisherigen Erfahrungen mit Gott. Meine Entdeckungen im Evangelium.

Das will ich nicht verschweigen. Was in meinem Leben durch den Glauben einen Unterschied ausmacht, das teile ich, teile ich mit.

Ich lebe es und rede darüber.

Eben weil es einen Unterschied ausmacht. Nicht weil ich jemanden in etwas hineinzwingen will. Nicht weil ich jemanden bekehren will, was ich sowieso nicht kann. Nicht weil ich jemanden umkrepeln will.

Sondern weil ich teilhabe an Gottes Mission unter uns.

Weil ich teilhabe daran, dass Gott das Gute will für jeden Menschen, seine Freiheit und seine Würde.

Und jede Begegnung, jeder Dienst, jede Mission muss von dieser „Freiheit und Würde“ atmen, etwas davon spüren lassen. Der Weg muss dem Ziel entsprechen. Alles andere ist unglaubwürdig.

Was ist Mission?

Mission ist gewaltlose Werbung für die Schönheit einer Lebensgrundlage, einer Lebensausrichtung.

Wir werben für das Evangelium, weil wir möchten, dass auch der andere schön und heilsam findet, was wir selber lieben und woran wir glauben.
Wenn ich etwas liebe und wenn ich an etwas glaube, dann ist es Teil dieser Liebe, dass sie sich öffentlich zeigt.

Indem wir zu unserem Glauben, zum Evangelium stehen, geben wir uns selber ein Gesicht.

Nicht nur Kinder und Jugendliche, auch erwachsene Menschen sind, zum Teil verzweifelt, auf der Suche nach anderen Menschen, die sich ihnen zeigen. Andere Menschen brauchen es, dass unser Gesicht, unsere Lebenskontur, unsere Identität, unser Glaube sichtbar wird.

Wir dürfen uns um unserer Kinder, unserer Jugendlichen, unserer Nächsten willen mit unserem Glauben nicht verschweigen.

Das sind wir ihnen schuldig.

Noch einmal: Nicht um sie zu etwas zu überreden oder zu nötigen.

Sondern um eine Gestalt, einen Lebensentwurf anzubieten, um die Botschaft hören zu lassen: Es lohnt sich zu leben. Es lohnt sich, Gott zu suchen. Es lohnt sich, Gerechtigkeit und Frieden zu erarbeiten. Es lohnt sich zu beten und zu hoffen.

Risikobereitschaft...da sind wir mitten drin.

Im Risiko, sich selber sichtbar zu machen:

Was sind meine Lebensgrundlagen?

Woran hängt mein Herz?

Was ist mein Glaube?

Ich lasse mich befragen, stehe Rede und Antwort. Gehe das Risiko ein, nicht alles wissen zu müssen. Kann sagen: Ich weiß es nicht, aber ich vertraue, dass mein Glaube mich trägt. Kann sagen: Ich weiß, dass in der Kirche vieles nicht perfekt ist, aber ich kann und will nicht ohne diese Gemeinschaft der Kirche sein.

Ich riskiere mich. Riskiere im Dienst für andere meine Kräfte. Riskiere Enttäuschung und Widerspruch. Riskiere neue Begegnungen und Veränderung in meinem Leben. Ich weiß nicht, wohin mich die Entdeckung Gottes bei einem anderen Menschen verändern wird. Riskiere Konflikte und Trennungen.

Und finde neue Gemeinschaft.

Den Weg der risikobereiten Mission zu gehen, ist „wie gastfreundlich“ sein.

Ich sage damit: Ich will offen sein. Ich bin mir nicht genug. Ich mauere mich nicht ein in den immer gleichen Freundschaften. Ich wage einen Schritt weiter...
Mache mich erkennbar, zeige mein Gesicht, meine Geschichte, meine Kontur, meine Überzeugung.

Liebe Gemeinde,
das ist nicht schwer.

Ich will ein Beispiel nennen, das Sie ja nicht unbedingt weitererzählen müssen: Ich habe viele Jahre Morgenandachten in Martha-Maria gehalten, hauptsächlich für die Diakonissen. Die Andacht war ein elementarer geistlicher Teil des Ordenslebens der Schwestern. Teil ihrer Kontur, ihrer Identität.

Aber eine der Schwestern hatte immer ihren Funkpiepser dabei und angeschaltet. Und es kam oft vor, dass sie mitten in der Andacht angefunkelt wurde und dann ging.

Ich habe das immer als eine Art Selbstentwertung empfunden. Statt deutlich zu machen: Diese 15 Minuten sind belegt. Sie sind Teil unserer Identität. Jeder hätte das akzeptiert. Selbstverständlich. So aber lautete die Botschaft: Mein Gebet kann jederzeit unterbrochen werden. Es ist nicht so wichtig, alles andere ist wichtiger.

Kontur zeigen ist nicht schwer. So anderen Menschen dienen, ist nicht schwer. Ich habe in den letzten Jahren von Gemeindegliedern oft gehört: Wir können nächsten Sonntag nicht kommen, wir haben oder bekommen Besuch. Wie leicht wäre es, Gesicht zu zeigen! Wie leicht wäre es, dem Besuch zu sagen: Kommt etwas später! Oder wartet auf uns! Oder kommt mit! Wie leicht wäre es weiterzugeben: Hier habe ich meine geistliche Kontur, meine Identität. Mein Glaube hat einen Rahmen, auf den ich nicht verzichten möchte und kann. Wie leicht wäre es zu zeigen: Das ist meine Lebensorientierung! Davon lebe ich! Das ist die Gemeinschaft der Kirche, die mein Zuhause ist, an der ich mitbaue, in der ich meine Aufgaben habe.

Glauben Sie wirklich, es wäre jemand beleidigt? Dann wäre eh Gesprächsbedarf!

Wir reden über alles miteinander: Unsere Autos, unseren Urlaub, die Kinder, das neueste Handy,...aber das Wichtigste klammern wir aus: Was unser Leben im Tiefsten trägt, was uns rettet und hält, was wir glauben, hoffen, lieben. Dabei könnte es jemanden ermutigen nachzufragen. Es könnte ein Signal hinterlassen, dass wir Orientierung haben – und im Krisenfall vielleicht auch Orientierung bieten können! Es könnte im Leben eines anderen Menschen einen guten Unterschied machen. Und das eigentlich fast ohne Risiko. Dem anderen dienen, dadurch dass ich Klarheit zeige, mich nicht verberge, nicht verschweige. Dass ich als Christ und Christin nicht gesichtslos bleibe.

„Grade, klare Menschen wär’n ein schönes Ziel. Menschen ohne Rückgrat ham’n wir schon zuviel!“, so hat die Sängerin Bettina Wegener in den 70er Jahren gesungen.

Wir sind es nicht nur unseren Kindern und Jugendlichen schuldig, dass wir auch im Glauben grade, klare Menschen sind. Viele neben uns warten ebenso darauf, voller verborgener Sehnsucht, dass sich endlich jemand zeige, an dem man sich aufrichten kann, von dem Trost ausgeht und die gute Botschaft, dass die Güte Gottes ganz nahe ist.

Risikobereite Mission ist alles, was Christen um Jesu willen unternehmen, was in das Leben der anderen einen positiven Unterschied hineinbringt, egal ob sie jemals zur Kirche gehören werden oder nicht. Ein Risiko ist diese Mission deswegen, weil sie uns aus unserer Bequemlichkeit herausreißt und uns Aufgaben annehmen lässt, die wir niemals getan hätten, wenn wir nicht in der Nachfolge Christi wären. Wir akzeptieren das Risiko, unsicher zu werden, Unbequemlichkeit auf uns zu nehmen und persönliche Opfer zu bringen. Risikobereitschaft in der Mission Christi bringt uns über unseren üblichen Beziehungen innerhalb der Kirche hinaus, in denen wir uns wohl fühlen. Sie verändert das Leben derer, denen wir dienen, wie auch unser eigenes Leben.

Wir beten in der Stille...